Weg frei für Ruandas Frauen.

Viele Gesetze im Kampf gegen Goliath.

Ein Bericht von

Laura Mareen Janssen

Im Auftrag der

Heinz-Kühn-Stiftung

Stand: 07.06.2023

INHALTSVERZEICHNIS

1. „Bitte was genau wollen Sie hier machen?“

2. Wie recherchiert man in einem Land, in dem man niemanden kennt?

3. Home – Happy Memories*

4. Konyagi – der Stoff, der aus Ruandas Tränen gemacht ist

5. „The best of me is yet to come“

6. Visit Rwanda – Discover the land of the volcanos

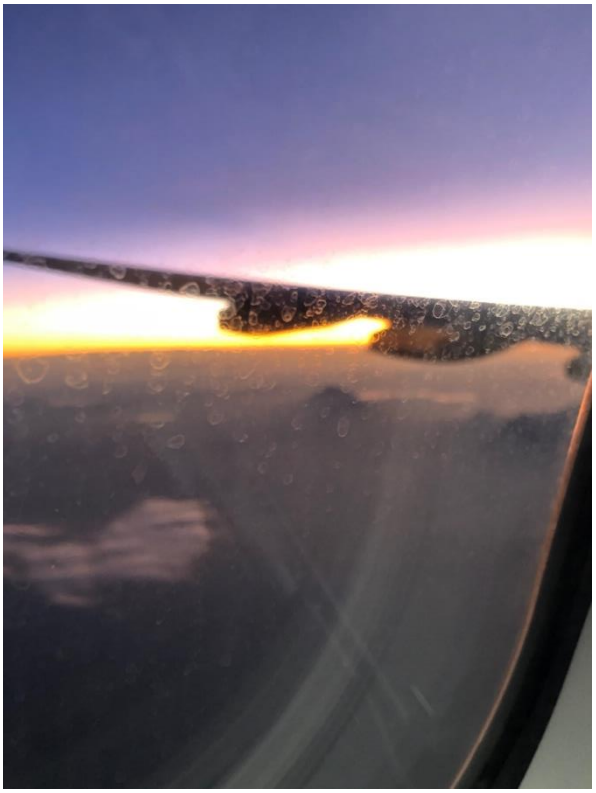
7. „When things get though, women get tougher“

8. Sie nahm einen Stein, schleuderte ihn und traf.

9. Gewonnen ist das Spiel noch lange nicht.

„Bitte was genau wollen Sie hier machen?“

06. Januar 2023. Ein lautes Knacken gefolgt von einer kryptischen Durchsage weckt mich aus dem Schlaf. Ich erkenne die Stimme des Piloten wieder, der uns vor dem Start persönlich mit Handschlag begrüßt hat. „In 30 Minuten landen wir“ – erläutert dieselbe Stimme wenig später. Ich richte mich auf und begebe mich zu einer der Sitzreihen mit Fenster. Das Flugzeug ist so gut wie leer – Kigali, mein Reiseziel, scheint in diesen Tagen nicht gut besucht. Ich schaue durch das verkratzte Fenster: Das ist also Ruanda, das Land der 1.000 Hügel, wie man immer wieder hört und liest (- in Wahrheit sollen es aber viel mehr sein -) – und tatsächlich erinnert mich der Ausblick an die Titelseite meines Reiseführers. Grüne, von Nebel gesäumte Landschaften, die von vielen kleinen Hütten durchbrochen werden. Im Hintergrund geht die Sonne auf. Meine Vorfreude steigt.


Ruanda von oben – in Licht und Nebel getaucht

Nein, ich bin keine Reisebloggerin. Als Fernseh- und Radioautorin beschäftige ich mich seit vielen Jahren eher mit der Frage, was Frauen in Deutschland umtreibt, mit welchen Hürden sie sich tagtäglich konfrontiert sehen und welche Nahtstellen im System dazu führen, dass es diese Hürden überhaupt gibt. Und genau das führt mich auch nach Ruanda: das Land, das weltweit eine der engagiertesten Agenden in Sachen Geschlechtergleichstellung verfolgt. Ich will meine Binnensicht erweitern und verstehen, wie es dieses Land zu aktuell 61 % Frauen im Parlament gebracht hat und was diese Zahl über das Leben der Frauen außerhalb der Politik aussagt.

– „Was genau wollen Sie hier machen?“ Der Beamte am Flughafen wirkt skeptisch. „Wenn Sie hier recherchieren wollen, müssen Sie entweder einer Universität angehören oder für eine NGO arbeiten.“ Ich versuche ihm meine Geschichte zu verkaufen und mich dabei um den Begriff „Journalistin“ herumzumogeln. Das bringt in erster Linie Ärger, hat man mir in Deutschland gesagt. Er lässt mich widerwillig passieren, mit einem 30-Tage Visum im Gepäck. Das wird nicht reichen, realisiere ich in diesem Moment und wünsche mir den Piloten zurück, der mich vor Abflug per Handschlag so nett willkommen geheißen hatte.

Wie recherchiert man in einem Land, in dem man niemanden kennt?

16. Januar 2023. Ich bin ehrlich. Meine ersten zwei Wochen in Kigali waren alles andere als einfach. Ich fühle mich nicht wohl in den Straßen der Hauptstadt. Das liegt zum einen an der Architektur der Straßen und Häuser, die sich wie Festungen hinter Mauern und Stacheldraht verstecken. Zum anderen habe ich das Gefühl, hier nicht so richtig willkommen zu sein. Die Menschen, denen ich in diesen ersten Tagen auf der Straße begegne, wirken auf mich distanziert – fast schon ein bisschen misstrauisch (ein Eindruck, den ich später übrigens revidieren werde). Ich nehme mir vor, dieses erste Gefühl nicht zu stark zu werten und das Ganze einmal von außen zu betrachten: was erwarte ich eigentlich als Fremde in einem Land, über das ich noch so gut wie gar nichts weiß?

„Hello! Here’s Mareen, I’m a freelance writer from Germany!“ - meine ersten Interviewanfragen an Frauenrechtlerinnen und Unternehmerinnen bleiben unbeantwortet: ich weiß, dass Ruander:innen ausländischen Medien oder auch Medien im Allgemeinen misstrauisch gegenüberstehen. In Deutschland hatte ich bereits gelesen, dass ruandische Medien am Völkermord an den Tutsi durch Aufrufe im Radio maßgeblich mitbeteiligt waren. Ein Trauma, das sicherlich noch tief in der Bevölkerung sitzt. Und obwohl es auch in Ruanda private und unabhängige Medien gibt, sieht es in Sachen Pressefreiheit noch immer bescheiden aus. Ruanda schafft es gerade mal auf Platz 131 von insgesamt 180 Plätzten. Aber ich will es weiter versuchen und deshalb muss ein Umdenken her: ich stürze mich also in die Kunstszene der Stadt. Aus Erfahrung weiß ich, mit Künstler:innen über ihre Werke zu sprechen ist manchmal der einfachere Weg, um etwas über die Lebensumstände in einem Land zu erfahren. Und Bingo! Ich treffe Jemima.

Eine Malerei der ruandischen Künstlerin Myriam Birara

Jemima Kakizi Akimanizanye, Künstlerin & Kuratorin

In einem loftartigen Gebäude, das sich „L'espace" nennt, entdecke ich sie an einem der hinteren Tische. Sie ist gerade noch in ein Telefongespräch vertieft – ein wilder Mix aus Englisch, Französisch und Kinyarwanda, der Landessprache in Ruanda. Beeindruckend, denke ich – denn dieser ständige Wechsel zwischen den Sprachen verursacht bei mir in den ersten Tagen noch ziemlich dicke Knoten im Kopf. Hier ist das ganz normal. Französisch und Englisch lernen die meisten Kinder in Ruanda schon in der Grundschule. Jemima zählt zu der jungen Generation von Ruander:innen, die nach dem Genozid geboren ist und die schrecklichen Erfahrungen ihrer Landsleute nur aus Erzählungen kennt. Und tatsächlich spielen diese Erfahrungen während unseres gesamten Gesprächs auch kein einziges Mal eine Rolle – warum auch? Jemima dürfte etwa in meinem Alter sein, um die 30 also – und auch sonst haben wir ziemlich viel gemeinsam, wie sich schnell herausstellt: wir haben beide keine Kinder, Heiraten steht gerade nicht auf unserem Plan, wir schwärmen für guten Tofu – und: wir lieben Kunst.

Während ich meine Karriere als Kunsthistorikerin nach dem Master und den ersten Gehversuchen auf dem Kunstmarkt relativ schnell an den Nagel gehängt habe, hat sich Jemima dazu entschieden, alles auf diese eine Karte zu setzen: Sie will Künstlerinnen in Ruanda zu mehr Sichtbarkeit verhelfen. Nach wie vor sei der ruandische Kunst- und Ausstellungsbetrieb ziemlich männlich dominiert, sagt sie. Auch dieses Thema kenne ich aus Deutschland. Wir verlassen das Café, in dem einer der Mitarbeiter seit mehreren Minuten verzweifelt an der Kaffeemaschine herumhantiert und dabei ohrenbetäubenden Lärm produziert – (Ruander:innen scheinen mir ohnehin sehr resistent gegen äußerliche Stressfaktoren) – und bewegen uns Richtung Ausstellungsfläche: ich sehe viele Malereien, immer

wieder Umrisse von Frauenkörpern und verdammt viel Farbe. Jemima erklärt mir, dass es in dieser Ausstellung um die Situation der Frauen in Ruanda geht – ihre Gewohnheiten, Bedürfnisse und ihre Sorgen. Wie passend, denke ich mir, und zücke schon erwartungsvoll meinen Notizblock. Wir bleiben vor vier Bildern stehen, die Frauen in unterschiedlichen Lebenslagen zeigen: Zuhause am Küchentisch sitzend, den Körper leicht nach vorn gebeugt. Oder links daneben, in inniger Umarmung mit einem Mann, der der Frau nur bis zur Schulter reicht. Ich empfinde Ruhe – irgendwie aber auch ein Gefühl von Traurigkeit, während wir uns die Werke gemeinsam weiter anschauen. „Das ist Myriam Birara, eine sehr erfolgreiche ruandische Filmemacherin, die mit ihrem Kurzfilm über Zwangsheiraten gerade für die Berliner Filmfestspiele nominiert wurde." Ich bringe den Stift auf dem Notizblock in Schreibposition. Eine Unterhaltung über Zwangsheiraten in Ruanda hatte ich bei meinem Besuch in einer Kunstgalerie nicht erwartet.

Jemima lenkt zurück zu den Bildern, schade. In diesen ginge es vor allem um die Zerrissenheit und Überbelastung ruandischer Frauen, die heutzutage so viele unterschiedliche Rollen gleichzeitig erfüllen müssen und darunter mental zunehmend zusammenbrechen: die fürsorgliche Mutter und Ehefrau; die Vorzeige-Schwiegertochter – und, obendrein noch die erfolgreiche und unabhängige Businessfrau. Mental Load ist eben kein westliches Phänomen, sondern ein weltweites, wer hätte das gedacht. Jemima fährt fort. Ihre Beschreibungen wirken etwas einstudiert, jedes Wort sitzt perfekt – fast jeder Satz ist gespickt mit Superlativen. Zwischendurch schaut sie sich immer wieder nach Besucher:innen um, beantwortet Nachrichten und eingehende Anrufe. Es geht um einen wichtigen Förderer, da muss sie rangehen. Ein längeres Gespräch, wie sich anschließend herausstellt. Aber Warten wird in den kommenden zwei Monaten ohnehin zu einer meiner "Lieblingsbeschäftigungen".

Wir setzen uns wieder neben die brummende Kaffeemaschine. Ich erzähle ihr von meiner Recherche, woraufhin Jemima mir entgegnet, dass man in Ruanda als Frau alles machen und werden kann, was man will – man müsse eben nur hart genug dafür arbeiten und darauf sei sie sehr stolz. Unrecht gegen Frauen gäbe es auch hier, leider, aber wahr. Immerhin hätten sie gute Gesetze, wie zum Beispiel das 2008 verabschiedete Gesetz gegen Gewalt gegen Frauen. Ruanda tut viel für den weiblichen Nachwuchs, schiebt sie noch nach. Ich frage sie, wie sie aktuell mit ihrem Job über die Runden kommt – eine Frage, mit der sie scheinbar nicht gerechnet hat.
Ihre Augen füllen sich plötzlich mit Tränen. Im Grunde wisse sie nicht, wie sie die Kosten für die nächste Ausstellung decken soll. Der Druck sei hoch – der finanzielle Output niedrig. Provision für den Verkauf der Werke nehme sie auch keine, da alle ausgestellten Künstler:innen Freund:innen oder Kolleg:innen sind und die hätten selbst kaum Geld. Jemima erzählt mir auch, dass sie noch Zuhause bei ihrer Mutter wohnt – zusammen mit ihrem unverheirateten Bruder. Alle anderen Geschwister

seien allerdings bereits verheiratet. Diese Info macht mich hellhörig – auch weil Jemima danach kein weiteres Wort über ihre Familie verliert. Das Wort „verheiratet“ scheint ihr als Beschreibung für ihre Familienangehörigen wohl ausreichend. Über den Stellenwert der Ehe in Ruanda will ich später noch mehr herausfinden. Zum Abschluss mache ich von Jemima noch ein paar Fotos – oder besser gesagt: sie gibt mir genaue Anweisungen, wie und aus welchem Blickwinkel ich sie fotografieren soll. Diese Frau weiß genau, wie sie wahrgenommen werden möchte. Wir wollen in Kontakt bleiben und Jemima rät mir, in Sachen Interviews hartnäckig zu bleiben: hier in Ruanda müsse man die Menschen nerven, wenn man etwas von ihnen will. Vielleicht sei die Vernissage am Abend aber auch eine gute Gelegenheit neue Kontakte zu knüpfen. Beides gute Tipps, wie sich später herausstellt.

Home – Happy Memories*

Ausblick von der Terrasse: hinter Maschendraht und hohen Mauern erstreckt sich die Stadt

Die nächsten Tage gestalten sich ähnlich zäh. Viele Mails, kaum Antworten. Keiner scheint an einem Gespräch mit einer deutschen Stipendiatin interessiert zu sein, die zu einem Thema arbeitet, mit dem das Land auch über die Ländergrenzen hinaus immer wieder polarisiert: Ruanda – das Frauenwunderland. Die „Gendermaschine“. Ich schalte etwas frustriert meinen Laptop an und versuche mir erst mal einen geschichtlichen Überblick zu verschaffen: Alles beginnt nach dem Genozid (das Einteilen in eine Zeit vor und nach dem Genozid ist noch immer sehr geläufig in Ruanda). Wie viele Menschen tatsächlich in diesem Konflikt umgekommen sind, ist bis heute unklar. Nach offiziellen Angaben der ruandischen Regierung waren es 1.074.017 Menschen – 93,7 % davon

Tutsi. Die Vereinten Nationen sprechen von rund 800.000 Getöteten und 70 % Tutsi-Opfern. Relativ unbestritten ist hingegen, dass die Bevölkerung nach dem Konflikt im Juli 1994 zu über 70 % aus Frauen bestand. Überlebende – Tutsi wie Hutu, die den durchs Land ziehenden Auslöschungstruppen entkommen sind. Aber auch traumatisierte Frauen, die Männer und Kinder verloren und tiefe Narben davongetragen haben. Vergewaltigung ist eine Kriegswaffe, die weit über den Konflikt hinaus Spuren hinterlässt.

Diese Frauen plus all diejenigen, die aus dem Exil nach Ruanda zurückkehrten, halfen dabei das Land nach seiner beinahe vollständigen Zerstörung wieder aufzubauen: sie bestellten Felder, trieben Handel, wurden Ärzt:innen und machten politische Karrieren. Sie schlossen sich zu zahlreichen Organisationen zusammen, um ihre Bedürfnisse und Interessen besser zu bündeln und nach außen zu vertreten. Laut einer Studie sollen es in Ruanda nach Kriegsende rund 15.400 Frauenorganisationen gewesen sein. Diese sorgten dafür, dass Frauen in die Übergangsregierung berufen und in die Verfassungskommission aufgenommen wurden. Die neue Verfassung trat 2003 in Kraft: Das erste Mal waren Frauen vor dem Gesetz gleichberechtigt. Knapp 10 Jahre zuvor durften Frauen in Ruanda weder ein Bankkonto eröffnen, geschweige denn selbstständig Land pachten. In Ruanda setzte sich eine noch nie dagewesene Emanzipationswelle in Gang. Allerdings auch, weil es für die dort lebenden Frauen und Männer gar keine andere Möglichkeit gab, als sich dieser Bewegung anzuschließen. Schließlich ging es in diesen ersten Jahren nach dem Genozid zunächst einmal nur darum zu überleben.

Seit 2008 sind Frauen im Abgeordnetenhaus in der Mehrheit. Laut Artikel 9 müssen es mindestens 30% sein. Noch im selben Jahr wird ein Gesetz gegen Gewalt gegen Frauen verabschiedet, das auch Vergewaltigung in der Ehe unter Strafe stellt. Zur besseren Kontrolle und Eindämmung dieser Straftaten hat man in vielen ruandischen Polizeistationen, sogar Anlaufstellen eingerichtet (sog. *Isange One Stop Center*). Ich staune nicht schlecht, als ich das lese – frage mich aber gleichzeitig auch, wie effektiv dieses Modell ist, wenn dort zum Beispiel Männer sitzen, die vielleicht sogar Nachbarn sind und den Angeklagten persönlich kennen. Dazu finde ich erstmal nichts. Ich erfahre aber auch, dass die hohe Frauenquote im ruandischen Parlament nicht allein auf den Willen und die Überzeugung der Bevölkerung zurückgeht, sondern vor allem ein Produkt des politischen Systems ist: zum einen der Quote – aber auch der Verteilung der Sitze in der Chambre des Députés, die ebenfalls zu 30 % an Frauen gehen müssen.

Paul Kagame, der seit dem Jahr 2000 das Land regiert (und für seine Machterhaltung per Referendum bereits die Verfassung geändert hat) ist eine der Triebfedern von Ruandas sog. „Gendermaschine“.

Kagame glaubt an die positive Gestaltungsmacht seiner weiblichen Mitbürgerinnen, unterstreicht dies gerne in öffentlichen Auftritten („Women are the backbone of resilient and peaceful societies“, Paul Kagame, New Times, 2022) und wird deshalb auch immer wieder als der „feministische Präsident“ Afrikas bezeichnet. Das Fundament, auf dem diese Gendermaschine aufgebaut ist, ist in der Tat beeindruckend: Neben dem Ministerium für Geschlechter- und Familienförderung – kurz MIGEPROF – gibt es noch den National Women’s Council (NWC), eine Interessensvertretung von Frauen verschiedener Einkommens- und Bildungsschichten (zu denen auch Vertreterinnen aus der Landbevölkerung zählen), das Forum der Parlamentarierinnen und, ganz zentral: das Gender Monitoring Office, eine Behörde, die nur für die Überwachung der Umsetzung der Gleichstellungsgesetze zuständig ist.

Ich staune weiter. Während in Deutschland Institutionen und Unternehmen, die per Gesetz zu einer Frauenquote verpflichtet sind, keine wirklichen Konsequenzen befürchten müssen, wenn sie diese nicht einhalten, riskiert in Ruanda jede Bürgermeisterin bzw. jeder Bürgermeister viel, wenn sie bz. er die 30 % Marke nicht erreicht. Ob dies der richtige Weg für mehr Gleichberechtigung ist, bleibt fragwürdig – dennoch sind die positiven Entwicklungen im Alltag von Ruandas Frauen nicht von der Hand zu weisen. Das vermitteln zumindest die Zahlen: Müttersterblichkeit hat sich mehr als halbiert; Top-Unternehmen wie die Bank of Kigali werden von Frauen geführt und auch in Sachen Lohngleichheit liegt das Land noch immer auf Platz eins. Ruanda gilt heute als das afrikanische Vorzeigeland schlechthin, wenn es um das Erreichen von Gendergerechtigkeit geht. Und das geht zu großen Teilen auch auf das Engagement ruandischer Politikerinnen zurück, wie zum Beispiel der Politikerin Agnes Binagwao.

*Ist das so?: Wenn die eigene Bettwäsche morgens stetig an die Vorteile des häuslichen Daseins erinnert.

Und dann gibt es wie immer auch die anderen Stimmen, die behaupten, dass die Ministerinnen und Minister im ruandischen Parlament bloß Marionetten des Präsidenten seien, die sich seinem politischen Willen unterzuordnen hätten. Der National Women‘s Council wäre ein bloßes Schmuckwerk und die Gesetze zum Schutz von Frauen oftmals nur dicke, heiße Luft. Eine Aussage zu der sich vom Laptop aus schlecht eine eigene Meinung bilden lässt. Und überhaupt weiß ich nach all den Informationen über Kagame und seiner hochgelobten und gleichzeitig kritisch beäugten „Gendermaschinerie“ gar nicht mehr so richtig, was ich nun denken soll. Ich klappe den Laptop zu und lande wieder bei meiner Ausgangsfrage – also jener Frage, die mich aus Deutschland nach Ruanda gebracht hat: inwiefern profitieren Ruandas Frauen auch heute noch von der weiblichen Mehrheitsregierung? Es hilft nichts – um diese Frage zu beantworten, muss ich mit möglichst vielen Frauen aus möglichst unterschiedlichen Bereichen sprechen. Und dann kommt plötzlich eine Nachricht rein: eine lokale Journalistin, deren Kontakt ich über eine meiner Mitbewohner:innen bekommen habe, kann mir ein Interview vermitteln. Na endlich! Ich schlüpfe erleichtert ins Bett, wobei mir das erste Mal der kursiv gesetzte Schriftzug auf meiner Bettwäsche ins Auge fällt: *Home – Happy Memories*. Wie passend, denke ich.

Fernab der Highways – Rwandas erdige Straßen ziehen sich wie Adern durchs ganze Land

20. Januar 2023. Ich sitze im Bus Richtung Süden. Mein Ziel: das *Family Circle Love Lab* in Huye – eine NGO, die sich für Frauen einsetzt, die sexualisierte Gewalt erfahren haben. Ich bin mit Dative Nakabonye verabredet. Sie ist Psychologin und Gründerin des Centers. Ich werde sie drei Tage lang bei ihrer Arbeit begleiten.

Auf der knapp 4-stündigen Fahrt dorthin fällt mir mal wieder auf, wie sehr sich das Leben in der Hauptstadt Kigali vom Rest des Landes unterscheidet: die hochumzäunten Häuser weichen kleineren freistehenden Hütten, die größtenteils aus Lehm und Stroh zusammengeschichtet sind. Links und rechts von der Hauptstraße, über die wir mit 60 beziehungsweise maximal 80 km/h fahren dürfen (alle 500 Meter stellt ein hochmodernes Blitzgerät sicher, dass wir uns auch penibel an das Tempolimit halten) gehen staubige Wege ab, die sich bei Regen in gefährliche Autofallen verwandeln. Ich sehe kaum noch Moto-Fahrer, also jene meist rot gekleideten Männer (es soll vereinzelt aber wohl auch Fahrer:innen geben), die in Kigali hinter jeder Ecke geduldig warten, um dich für wenig Geld zu deinem Ziel zu bringen. Hier auf dem Land greift man(n) öfters zum Fahrrad-Taxi, die ihre Gäste aber in ebenso erstaunlichem Tempo die Hügel hoch- und wieder runterbugsieren. Benzin ist teuer in Ruanda – der Liter kostet fast so viel wie in Deutschland. Was mir über die gesamte Busfahrt aber auch ins Auge fällt: die nicht abreißenden Menschenströme, hauptsächlich Frauen, die Körbe voller Waren auf ihrem Kopf balancieren. Obst und Gemüse, das sie selbst angepflanzt oder morgens auf dem Großmarkt erstanden haben, um es jetzt anderswo, für etwas mehr Geld weiterzuverkaufen, erzählt mir ein Mitreisender. In Ruanda leben 60 % der Männer und 80 % der Frauen von Landwirtschaft. Meist reichen die Erträge aber gerade mal für den eigenen täglichen Bedarf. Der Weiterverkauf ist mühselig – oft müssen die Frauen und Männer lange Fußwege auf sich nehmen, um ihre Waren auf einem Markt weiterzuverkaufen. Und wer dann noch einen Stand braucht, zahlt meist noch eine Tagesgebühr oben drauf.

Wie wichtig Landwirtschaft in Ruanda ist, bemerke ich tatsächlich bei jedem Blick durchs Fenster. Auf der gesamten Strecke Richtung Huye gibt es kaum ein Fleckchen Erde, das nicht in irgendeiner Art und Weise genutzt wird. Maniok, Kartoffeln, Mais – alles wovon sich Ruander:innen hauptsächlich ernähren, wird in mühevoller Handarbeit kultiviert und abgeerntet. Auch deshalb kann Ruanda 80 % seines Lebensmittelbedarfs selbst decken. Armut gibt es trotzdem. Aber dazu später mehr.

Kaum zu glauben: Hier stand im 19. Jahrhundert noch dichter Urwald. Heute besteht Ruandas Landschaft hauptsächlich aus Nutzflächen.

Dative verspätet sich um 1,5 Std. Ihre Tochter, die auf ein Internat geht, muss noch mit Kleidung und Lebensmitteln versorgt werden. Ich habe mich mittlerweile an das ruandische Zeitmanagement gewöhnt und nutze die Pause, um mich auf dem Grundstück des Centers umzusehen. Vor dem kleinen Haus, in dem sich Datives Büro und die Therapieräume befinden, erstreckt sich ein großer, gepflegter Garten, der durch Büsche und Bäume in kleinere Bereiche aufgeteilt ist. Hier treffen sich die Frauen aus den umliegenden Dörfern, die therapeutische Hilfe vom Center bekommen – zum Teil aber auch schon austherapiert sind. Über 1.000 Frauen sollen es mittlerweile sein, hatte mir Dative bereits am Telefon erzählt. Viele von ihnen kommen schon seit Jahren.
Das *Family Circle Love Lab* wurde 2015 von Dative gegründet. Ihre Familiengeschichte ist gespickt mit Gewalterfahrungen gegen Frauen – besonders ihre Großmutter, damals Mutter von neun Kindern, wurde von ihrem Mann regelmäßig geschlagen und dann schließlich sitzen gelassen. Gesprochen darüber hat sie kaum – zu groß war die Scham das Unrecht des eigenen Mannes öffentlich zu machen. Das wollte Dative ändern. Sie arbeitete im Krankenhaus, bekam ein Stipendium und studierte u.a. Psychologie – für ein Semester auch in Deutschland.

Als sie zum Tor reinkommt hat sie bereits 3 Frauen im Schlepptau. Eine bunter gekleidet als die andere. *Kitenge* heißt der Stoff aus dem Ruandas Kleider gemacht sind und, wie ich schon in Artikeln über Ruanda gelesen hatte, deutlich günstiger als die meistens aus dem Ausland importierten (Secondhand-)Sachen. Die Begrüßung ist herzlich, wir trinken einen Tee und besichtigen anschließend

das Center, in dem es aber im Grunde nicht viel zu sehen gibt. „Hier passen 1.000 Frauen rein?“ – Dative lacht und sagt, dass natürlich nicht alle Frauen jeden Tag vorbeikommen würden. Dann zeigt sie mir einen Raum in dem zwei Nähmaschinen stehen. Auch das sei Teil des Hilfsangebots. Frauen können hier Nähen lernen, damit sie ihre Kleidung selbst reparieren und, bestenfalls, ein eigenes kleines Einkommen generieren können. Ich begutachte die kleinen Produkte, die im Eingangsbereich des Centers erstanden werden können: wild gemusterte Taschen und Portemonnaies. Außerdem noch unterschiedlich große Flechtkörbe, die sich ineinanderstecken lassen – Dinge, die ich schon auf diversen Märkten in Kigali gesehen habe. *Made in Rwanda* – scheint eine der verbreitetsten Geschäftsideen zu sein, vor allem unter Frauen.

Auch das Flechten können die Frauen hier erlernen, ergänzt Dative. Der Ertrag aus den Verkäufen würde ohne Abzüge an die Frauen weitergeleitet. Viel wird dabei wohl nicht rumkommen, denke ich mir – das Center liegt sehr entlegen und hat auch deshalb kaum Besucher:innen aus dem Um- oder Ausland. „2018 hatten wir hohen Besuch aus Deutschland“ – Dative deutet auf eines der Bilder auf der Wand hinter ihr. Ob ich die Frau rechts neben ihr auf der Couch erkennen würde? Es ist Malu Dreyer – amtierende Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz. Dative erklärt mir, dass ihre Organisation seit ein paar Jahren finanzielle Unterstützung aus dem Ausland erhält. Nicht viel – aber immerhin. Zum einen von der schwedischen Organisation namens *Kvinna till Kvinna*, die sich seit den 90er Jahren für Frauen in kriegs- und konfliktgebeutelten Ländern einsetzt. Aber auch vom *Bureau de Jumelage*, dem Partnerschaftsverein Rheinland-Pfalz/ Ruanda e.V.. Letzteres wird noch eine besondere Rolle innerhalb meiner Reise spielen.

Dative Nakabonye (rechts im Bild) und einige Frauen des Hilfscenters improvisieren einen kurzen Tanz, um mir ihre Korbwaren zu präsentieren

Wir setzen uns. Dative will mir mehr über das Hilfsangebot erzählen. Sie holt eine einlaminierte Karte hervor und drückt sie mir in die Hand. „To Accuse; to blame; to reproach; to reject the partner“ lese ich auf der einen – “I wish; I desire … that; I request for …” auf der anderen Seite. Diese Karte nutzt Dative vor allem bei ihren Paartherapien. Diese seien etwas seltener als die Einzeltherapien, aber dennoch effektiv, erzählt sie. Auch, dass nur fünf von 20 Fällen nicht zu dem gewünschten Erfolg führten. Bei den kurzen Sätzen handle es sich um Kommunikationsangebote, die in konfliktreichen Gesprächen eingesetzt werden können. Hier im *Family Circle Love Lab* seien das meist Gespräche zwischen Eheleuten, die auch sprachlich gewaltvoll miteinander umgehen. Und das seien bis auf wenige Ausnahmen vorrangig Männer.

Im Center können Frauen und Männer, allein oder auch als Paar, ein mehrstufiges Hilfsprogramm durchlaufen – bestehend aus Traumatherapie und, als eine der letzten Stufen, Ergotherapie. Die ersten Stufen bestehen aus Einzelgesprächen, in denen die Patient:innen lernen, wie sie ihre Erfahrungen verbalisieren und selbst erkennen können, ob und wann ihnen Gewalt zugefügt wird. Dative erzählt mir, dass alle Themen rund um Sexualität und sexualisierte Gewalt in Ruanda noch immer stark tabuisiert sind. Besonders unter der ländlichen Bevölkerung. Mädchen lernen von klein auf, dass sie Männern beziehungsweise ihren Ehemännern sexuell zur Verfügung stehen müssen. Ihre Stimme zählt nicht, weshalb sich viele Frauen jahrelang, wenn nicht sogar ihr Leben lang in leidvolles Schweigen zurückziehen. Und dann – manchmal – sprechen sie doch.

Ich habe Nadine (der Name wurde auf Wunsch der Patientin nachträglich geändert) schon seit knapp einer Stunde vor dem Hauseingang nervös auf- und ablaufen sehen. Wer zur Therapiesitzung kommt, muss sich manchmal auf längere Wartezeiten einstellen. Dative bekommt zwar projektweise Unterstützung von anderen Therapeut:innen, leitet das Center aber die meiste Zeit allein. Aber das nehmen Datives Patient:innen in Kauf. Auch weil sie hier kostenlos Hilfe bekommen für die selbst niemals zahlen könnten. Das merke ich bei jeder kurzen Begegnung. Wir gehen mit Nadine in den hinteren Besprechungssaal und setzten uns in einen Stuhlkreis. Nadine spricht weder französisch noch englisch – wie im Übrigen der Großteil der Frauen und zum Teil auch Männer, die ich hier treffe. In Ruanda herrscht zwar Schulpflicht; die ersten sechs Grundschuljahre sind hier kostenlos. Wer allerdings eine höhere Schule besuchen möchte, was für die meisten Jobs mit besseren Verdienstaussichten unabdingbar ist, muss in die Tasche greifen. Die Schulgebühren in Höhe von umgerechnet 85 USD pro Schuljahr sind für armutsbetroffene Familien oft einfach nicht zu stemmen. Und dann kommen auch noch ganz andere Gründe hinzu, die Nadine uns noch erzählen wird.

Das Gespräch läuft komplett auf Kinyarwanda – bedeutet: ich verstehe kein Wort bis auf „Muraho!“, was „Hallo!“ bedeutet und „Ni meza?“ – also „Wie geht’s dir?“. Zu wenig, um ein therapeutisches Gespräch mitzuverfolgen. Deshalb sitze ich die folgenden knapp 45 Minuten relativ unbeteiligt neben den beiden und versuche ab und zu empathisch zu nicken, wenn Nadine sich mit lautem Schluchzen bemerkbar macht. Für mich eine völlig neue Situation: in Deutschland habe ich fast ausschließlich mit deutschsprachigen Interviewpartner:innen zu tun. Für die wenigen Ausnahmen habe ich Französisch und Englisch in petto. Noch nie musste ich allein auf die Übersetzung mir eigentlich unbekannter Menschen vertrauen. Aber natürlich vertraue ich Dative.
Nach knapp 15 Minuten unterbricht Dative das erste Mal das Gespräch und übersetzt: Nadine ist Anfang 30 und kommt seit knapp drei Jahren regelmäßig ins Center. Sie leidet unter psychischen Problemen; nimmt deshalb auch Anti-Depressiva. Der Tod ihrer Mutter, der bereits 14 Jahre zurückliegt, hat die junge Frau in eine tiefe Krise gestürzt, die sie bis heute nicht loslässt. Nadine wohnt seitdem alleine in dem Haus ihrer Großeltern – zusammen mit ihrem vierjährigen Kind, das von einem Mann stammt, der sie vergewaltigt hat. Es ist nur eine kurze Zusammenfassung dessen, was die beiden in den vorausgehenden 15 Minuten besprochen haben, scheint mir. Aber es reicht, um zu verstehen. Ich versuche mir meine Bestürzung nicht zu sehr anmerken zu lassen. Nach weiteren 15 Minuten Gespräch in denen Dative Nadine immer wieder das Paket Taschentücher herüberreicht, leitet Dative zum letzten Teil der Sitzung über: gemeinsames Atmen. Wir stehen auf und atmen auf Datives Kommando langsam ein und vollständig aus. Das wiederholen wir 10 Mal. Nadine scheint die Übung zu kennen und zu mögen – sie wirkt plötzlich ruhig und selbstsicher auf mich. Sie wird nächste Woche wiederkommen, sagt sie und verabschiedet sich. Die vielen Fragen, die ich Nadine noch gerne gestellt hätte, bleiben erst mal unbeantwortet.

Ich frage Dative, ob gegen den Vater des Kindes schon irgendwelche rechtlichen Schritte eingeleitet wurden: Dative verneint. Die Frauen, die zu ihr kommen, wüssten oft gar nicht, welches Recht ihnen zusteht und wann beziehungsweise wie sie davon Gebrauch machen können. Oftmals fehle aber auch das nötige Geld oder die Zeit, um vor Gericht zu ziehen. Und dann ist da auch noch die Sache mit der Scham, das sei mit Abstand das größte Problem. Wenn Gewalt im Spiel ist, klärt Dative ihre Patient:innen in der Regel erst mal über ihre Rechte auf. Wenn gewünscht, begleitet sie die Frauen auch bis vor Gericht und holt Hilfsorganisationen wie zum Beispiel *Legal Aid* dazu. Aktiv werden müssen die Frauen aber ganz allein.
Ich will von Dative wissen, was sie von Ruandas Gesetzen zum Schutz von Frauen hält – ob sie zum Beispiel findet, dass diese an richtiger Stelle tatsächlich Einfluss nehmen. Dative nickt. Gute und wichtige Gesetze seien das. Sie betont aber auch, dass sie die *Grassroot*-Arbeit all derjenigen Frauen, die aus den ländlicheren Regionen in den National Women’s Council geschickt werden, ebenso

wichtig – wenn nicht sogar wichtiger findet. Diese Frauen arbeiten an der Basis, sie kennen die Probleme der ärmeren Bevölkerung, weil sie sie zum Teil selbst betreffen. In Kigali würde man mehr vom Schreibtisch aus entscheiden. Kritikpunkte, die ich auch aus deutscher Perspektive gut nachvollziehen kann: Wer macht hier eigentlich Politik für wen?

Dative Nakabonye (vorne im Bild) bespricht mit einer der *Saving Groups* die kommenden Investitionen

Wir machen eine Pause. Ich habe vom Bäcker frisches *chapati* und gefüllte *sambusa* mitgebracht, die wir mit den restlichen Frauen, die sich zu diesem Zeitpunkt im Center aufhalten, teilen. Für manche die erste Mahlzeit am Tag, meint Dative als sie das Brot an die Frauen verteilt. Das Geld sei bei vielen der Frauen derzeit wieder besonders knapp. Schuld daran sei auch der Alkohol, für den vor allem die Männer in den Familien einen erheblichen Teil des verdienten Geldes ausgeben würden. Auch das höre ich tatsächlich nicht zum ersten Mal. Für Essen oder andere Dinge des täglichen Bedarfs, die nicht aus dem eigenen kleinen Garten erwirtschaftet werden können, bleibt dann oft nicht mehr viel übrig. Und diese sind in Ruanda verhältnismäßig teuer, wie ich beim Einkaufen im Supermarkt auch immer wieder selbst feststelle (mein Spitzenfund: eine *Kellogg's*-Packung für sage und schreibe 19 USD. Aber auch weitaus essentiellere Dinge, wie unter anderem Binden und Tampons sind in Ruanda weitaus teurer als zum Beispiel in Deutschland). Die Zahl der Menschen, die in Ruanda in Armut leben ist in den letzten beiden Jahrzehnten zwar extrem zurückgegangen – zwischen 2011 und 2017 fiel sie von 77 auf 55,5 %. Von extremer Armut sind aber noch immer deutlich mehr Frauen betroffen (laut einer Erhebung der Weltbank aus dem Jahr 2018 sind 39,5 % der Frauenhaushalte von. Armut

betroffen). Viele von ihnen müssen im Monat mit weniger als 20.000 RWF also umgerechnet 20 Euro auskommen.

Maniok, Reis, Kartoffeln: in Ruanda isst man vor allem das, was satt macht. Dieses Servierbeispiel können sich aber nur wenige Ruander:innen leisten.

Und dann ist da noch Susanne (der Name wurde auf Wunsch der Patientin nachträglich geändert) – sie möchte auch gerne mit mir sprechen. Natürlich willige ich ein. Wir setzen uns draußen in den Garten unter einen schattigen Baum – die Sonne sticht um die Mittagszeit herum extrem. Susanne fängt sofort an, ihre Geschichte zu erzählen. Auch sie spricht ausschließlich Kinyarwanda. Dative übersetzt: Susanne ist 46 Jahre alt und hat zwei Kinder im Alter von 7 und 15 Jahren. Ihr Mann hat die Verlobung aufgelöst nachdem Susanne schwanger geworden ist und sie dann samt Kind für eine andere Frau sitzen lassen. Seitdem ist Susanne alleinerziehend. „Die Frauen hier kümmern sich um die Kinder – ruandische Männer sind und bleiben Schürzenjäger“, wirft Dative scherzvoll ein. Schürzenjäger? – diese Bezeichnung scheint mir unter den gegebenen Umständen tatsächlich weit untertrieben. Aber Humor ist schließlich auch ein legitimes Mittel, um mit den Ungerechtigkeiten auf dieser Welt umzugehen.

Ihr Geld verdient Susanne mit kleineren Jobs als Hausmädchen, wie zum Beispiel mit Wäsche waschen oder Geschirr spülen. Zu wenig allerdings um ihre Miete und das Essen für drei Personen zu bezahlen. Aktuell steht sie zwei Monate mit den Zahlungen im Rückstand. Der Vater müsste auch nach ruandischem Recht Unterhalt für das Kind und die Mutter zahlen, allerdings nur, wenn die Vaterschaft anerkannt beziehungsweise über einen Vaterschaftstest nachgewiesen werden kann.

Dafür muss der Mann aber erst mal dem Test zustimmen – geschweige denn, den schriftlichen Aufforderungen des Gerichts nachkommen. Das tut er aber seit mittlerweile zwei Jahren nicht, sagt Susanne. Ich frage mich in diesem Moment, wie man(n) durch Nicht-Reagieren tatsächlich so lang davonkommen kann. Dieser Aspekt bleibt, wie viele andere Aspekte während meiner Recherche auch, allerdings bis zum Schluss ungeklärt. Die Leidtragenden sind und bleiben aber die Frauen.

Ein Meer aus Farben und Mustern: weil Stangenware oft teurer ist, sind Rwanda Kleider in der Regel handgeschneidert

Was sich gegen Ende des Gesprächs noch herausstellt: Susanne war die ganze Zeit der Meinung, dass sie den Vaterschaftstest selbst zahlen müsse. Eine Nachbarin hatte ihr gegenüber so etwas erwähnt. Auch deshalb wäre sie jetzt länger nicht mehr tätig geworden. Eine Falschinformation, wie Dative schnell klarstellt. Sie will ihr bei den weiteren Schritten helfen (Update vom 18.5.2023: Susanne wartet immer noch auf einen Termin vor Gericht). Mir wird in diesen und allen weiteren Gesprächen, die ich gemeinsam mit Dative mit verschiedenen Frauen im Center führen darf, klar, dass es in den ländlicheren Regionen wie hier in Huye durchaus Wissen um den rechtlichen Schutz von Frauen gibt. Viele der Frauen wissen aber nicht, wie sie von diesem Schutz Gebrauch machen können. Es braucht Mut und Ressourcen um gegen den Mann vorzugehen, der einen mit Kind und ohne Auskommen zurückgelassen hat. Und diese Ressourcen besitzen viele der Frauen nicht, da sie sich jeden Tag um ganz andere existenzielle Probleme kümmern müssen.

Wir gehen durch den Garten Richtung Tor – mein Moto-Taxi, das mich zurück zur Busstation bringt, wartet schon draußen auf mich. Wir kommen an einer kleinen Gruppe von Frauen und Männern unterschiedlichen Alters vorbei, die einen Stapel Geldscheine mittig vor sich aufgetürmt hat. Als die Gruppe uns bemerkt, werden wir freudig begrüßt. Und tatsächlich stellt mir Dative auch jetzt wieder alle Personen einzeln mit Namen vor. Sie erklärt mir, dass sich die Frauen und zum Teil auch Männer, die hier im Center registriert sind, regelmäßig zu sogenannten *saving groups* treffen. In diesen Gruppen werde gemeinschaftlich Geld angespart und anschließend demokratisch entschieden für welche größere Anschaffung das Ersparte ausgegeben werden soll: ob für ein Schwein, neues Saatgut oder, wie jetzt, für die anstehende und längst überfällige Neujahrsparty. Diese Selbstorganisation in Gruppen sei ebenfalls Bestandteil der Therapie, ergänzt Dative noch. Es wäre wichtig, dass die Menschen hier auf eigenen Füßen stehen – besonders die Frauen, die kommen würden. Während ich einer der Frauen, die gerade die Einnahmen der Gruppe in ein Notizheft überträgt, interessiert über die Schulter gucke, stupst Dative mich an. Ob ich nicht noch einen Tag länger bleiben möchte? – morgen wird getanzt. Die neuen Trommeln sind eingetroffen, die ihnen eine Förderin aus Deutschland gespendet hatte. Ich muss das verlockende Angebot leider ausschlagen, da in Kigali schon die nächsten Interviews auf mich warten. Denn seit einigen Tagen bleiben meine vielen E-Mails auf einmal nicht mehr unbeantwortet. Der träge Stein kommt nun tatsächlich ins Rollen.

Lauern an jeder Ecke: Moto-Fahrer bringen ihre Kund:innen für wenige Euros bis ans andere Ende der Stadt.

Konyagi – der Stoff, der aus Ruandas Tränen gemacht ist

Die Nacht legt sich über Kigali. Ich sitze zusammen mit meinen Mitbewohner:innen auf unserer Terrasse in unserem Guesthouse in Kimihurura – einem Viertel, in dem vorrangig Weiße und (weiße) Expats wohnen. Eine ziemliche Bubble, um ehrlich zu sein. Wer unter „seinesgleichen“ bleiben möchte, der kann das hier – in den schicken Clubs und Restaurants der Stadt – problemlos tun. Und zu genau dieser Bubble gehöre auch ich, da mache ich mir nichts vor. Dass ich ein *Mzungu* (der Weiße, die Weiße) bin, ist offensichtlich – dass ich als solcher von Fremden auf der Straße begrüßt werde, irritiert mich nach mittlerweile über einem Monat in Ruanda aber noch immer. Allerdings ist diese mir in solchen flüchtigen Momenten entgegengebrachte Andersheit im Unterschied zu jener, die Schwarze jeden Tag überall auf der Welt erfahren müssen, anders besetzt. Das wird mir vor allem dann bewusst, wenn mir die Menschen hier von ihren Rassismuserfahrungen in Europa erzählen. Denn, meine Andersheit hat bisher im Grunde nie Nachteile für mich gehabt: ich bin die Weiße mit Geld, ich bin die Weiße mit Bildung, ich bin die Weiße mit einer guten Krankenversicherung und ja, auch die mit einer dunklen Kolonialgeschichte, über die sie erstaunlich wenig weiß. Wie viel hingegen die Menschen hier über die Weltgeschichte wissen und wie wenig manchmal Geld und eine gute Krankenversicherung über ein besseres oder schlechteres Leben aussagen – das gehört auch zu den wesentlichen Dingen, die ich während meiner Recherchereise in Ruanda verstehen durfte. Zurück zur Terrasse.

Konyagi schmeckt wie ein sehr starker Schnaps, mit dem man möglichst schnell alle Hemmungen verlieren möchte. Viele Ruander:innen trinken ihn pur. Da Konyagi mit 5 Euro pro Flasche relativ günstig ist, können sich viele Menschen den harten Tropfen auch leisten. Beim Runterspülen denke ich an die Frauen im Center, deren Männer oft das ganze Geld für Alkohol verprassen und die vielen Probleme, die die Menschen hier in den Alkoholkonsum treiben. Und dann sind da noch die vielen Probleme, die neu aus ihm erwachsen. Und natürlich trinke ich das Glas trotzdem aus und kippe ein weiteres hinterher – das Leben bestand auch schon vor meiner Reise nach Huye aus Paradoxen und oft auch ziemlich unfairen Gleichzeitigkeiten.

Wir sprechen über eine Radiosendung, von der ich in einem Buch über Ruanda gelesen habe. Im Guesthouse wohnen hauptsächlich Europäer:innen – heute sind aber zwei Locals dabei. Ich habe mich mittlerweile auch mit einigen Ruander:innen besser anfreunden können und im Grunde kommen jeden Tag neue Kontakte hinzu. So ist das in Kigali. Es geht um die Sendung mit Vestine Dusabe, eine bekannte Radiomoderatorin, die in den späten Abendstunden öffentlich mit Ruander:innen über ihre Sexualität spricht. Es geht um sexuelle Vorlieben, Probleme und um *kunyaza*,

einer angeblich uralten Sexualpraktik aus Ruanda, in deren Zentrum die Lust der Frau steht. Die Ruander:innen unter uns fangen an zu kichern und scheinen sichtlich erstaunt, dass ich dieses Wort kenne. Ja, diese Tradition gebe es und das Wissen darüber würde in der Regel von Vater zu Sohn oder auch unter Freunden weitergegeben. Für mich klingt diese Praktik irgendwie mehr nach einem Mythos als tatsächlich nach in Ruanda gelebter Sexualität. Allerdings bin ich dann doch überrascht, wie frei und schamlos wir an diesem Tisch über ein Thema diskutieren können, das mir in vielen anderen Gesprächen immer wieder als absolut tabubesetzt präsentiert wird. Aber natürlich sitzt hier auch keiner unserer Eltern oder Urgroßeltern mit am Tisch. Die jüngere Generation hat scheinbar viele der Tabus hinter sich gelassen und blickt nach vorn – auf sich und ihre Wünsche. Und natürlich: wir sind in Kigali, da tickt vieles einfach anders.

Ich hätte gerne persönlich mit Vestine über ihre Erfahrung mit sexuellen Tabus in Ruanda gesprochen, konnte aber bis zum Ende meiner Reise keinen Kontakt zu ihr herstellen (die ehem. Beraterin der First Lady war leichter ans Telefon zu bekommen). Vielleicht hat das aber auch einen triftigen Grund.

Um drei Uhr morgens verabschiede mich schließlich ins Bett. Morgen geht es zu einer großen und – wie ich hörte – zeitintensiven Hochzeit und für die muss ich noch ein traditionelles Kostüm, ein sogenanntes *Umushanana* auftreiben.

The best of me is yet to come

Nur geliehen, nicht gekauft: Sandrah und ich im traditionellen *Umushanana*-Gewand.

Ich komme mir irgendwie albern vor in diesen bunt bedruckten Stoffbahnen aus Polyester. Wenn ich mich so im Spiegel betrachte, sehe ich tatsächlich aus wie eine billige Kopie einer griechischen Nymphe. Bei Sandrah sieht das Bronze gesprenkelte Kleid tatsächlich ziemlich hübsch aus – sie wird sich allerdings noch mehrere Male an diesem Tag umziehen. Wir sitzen im Taxi Richtung Nyarurama, einem Stadtteil von Kigali. Sandrah habe ich an meinem zweiten Tag in Kigali kennengelernt. Wir haben uns über Salsa unterhalten und uns prompt zu einer gemeinsamen Session verabredet. Die Einladung sie zur Hochzeit ihrer Freunde zu begleiten, kam dann relativ schnell hinterher – obwohl wir uns eigentlich noch gar nicht so gut kannten. Aber natürlich wollte ich mir diese Erfahrung nicht entgehen lassen. Wenn ich mir Sandrahs Instagram-Profil ansehe, sehe ich eine junge Frau, die viel Sport macht, reist und gerne in der Natur unterwegs ist. Sandrah ist Interiordesignerin und arbeitet unter anderem auch für Kunden aus dem Ausland. Durch diesen Job kann sie sich einen Lifestyle finanzieren, der mehr Ähnlichkeiten mit meinem Leben hat als mit dem Leben der meisten Frauen hier. Aber: warum auch nicht. Bei Sandrah ist es eben gut gelaufen (weitere Nachfragen zur Herkunft des Geldes scheinen mir allerdings oft unerwünscht, deshalb verkneife ich mir auch in diesem Fall weiter nachzuhaken). Nur mit den Männern läuft es bei Sandrah schon länger nicht mehr so gut, sie hatte eine längere Beziehung mit einem Franzosen; die ging in die Brüche und das Daten sei in Kigali eine einzige Katastrophe. Die Männer in Ruanda seien ihr nicht zielstrebig genug oder wünschen sich eine Frau, die ihnen abends das Essen auf den Tisch stellt und sich um die Kinder kümmert.
Viele der Männer ticken hier noch so, sagt sie. Auf so ein Leben hätte sie aber keine Lust – allerdings seien Männer aus dem Ausland auch keine wirkliche Option. Viele von ihnen gingen ja sowieso nach ein paar Monaten wieder weg und Sandrah möchte aber bleiben.

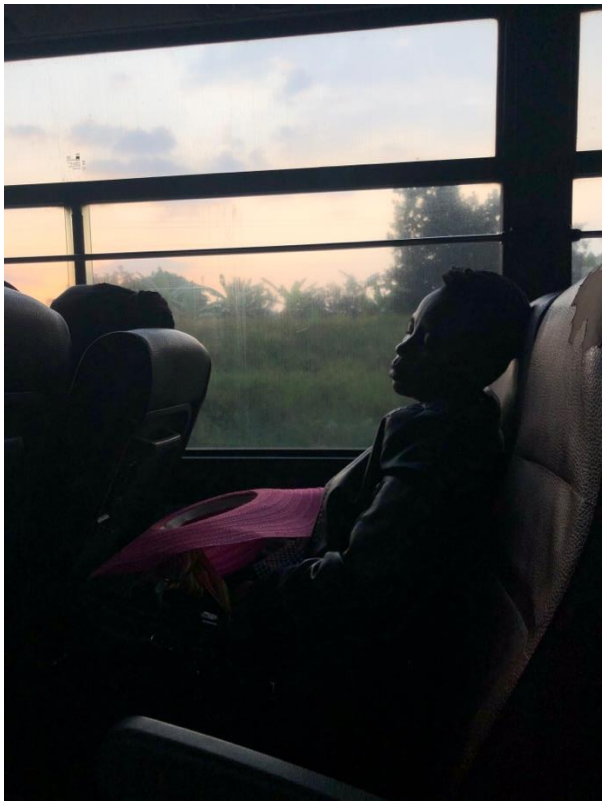
Wir betreten das Festzelt, das sich neben einer Anlage befindet, die man für solche Riesen-Events – also hauptsächlich für ruandische Hochzeiten buchen kann. Ein Zelt dieser Größe kostet rund 15 Tsd. Euro – also eine eher bescheidenere Variante, erzählt mir Sandrah. Auf Hochzeiten gehen und Hochzeit feiern ist das Ding (!) in Ruanda. Es vergeht kaum eine Woche, kaum ein Tag an dem kein Brautpaar zum Altar geleitet wird. In Ruanda leben 45 % Christen, 35 % sind protestantisch. Christliche Werte (das Land wurde Ende des 19. Jahrhunderts unter anderem von den Deutschen missioniert) spielen in vielen Familien eine wichtige Rolle – auch die damit verbundenen Vorstellungen von Familie und dem Rollenverständnis von Mann und Frau. Was wohl Vestine Dusabe dazu sagen würde? Ich werde es wohl nie erfahren.

Was mir gleich zu Beginn der Zeremonie auffällt: im Zelt sitzen rund 500 Menschen – trotzdem ist es so still, dass man eine auf den Boden fallende Stecknadel hören würde. Die meisten Gäste vertreiben sich die Zeit mit lustigen Handyvideos – auch Sandrah. Alkohol gibt es keinen, stattdessen trinken wir

extrem süße Fanta, die es in drei verschiedenen Geschmacksrichtungen gibt (Zitrone, Orange und Cassis) und die – ausgesprochen nachhaltig, wie ich finde – in Flaschen abgefüllt wurde, die wahrscheinlich schon durch unzählige Hände gewandert sind. Auf Etiketten wird häufig verzichtet. Der traditionelle Teil, wie Sandrah mir zwischendurch erklärt, dauert bis zum frühen Nachmittag, dann beginnt der offizielle Teil – also die eigentliche Trauung und anschließend die Party. Ich bin zu diesem Zeitpunkt noch optimistisch und freue mich auf alles, was kommt. Es werden also über drei Stunden hinweg Geschenke und Körbe hereingetragen; lange Reden auf Kinyarwanda gehalten (vom Braut- beziehungsweise Bräutigamsvater); dann bekommt der Vater der Braut einen Hut aufgesetzt und einen Stock in die Hand gedrückt (wohl als Zeichen des Respekts) – und, und, und. Ich frage Sandrah, was das alles zu bedeuten hat, aber auch sie versteht diese ganze Symbolik nicht so wirklich, scheint mir. Wie sie es finden würde, auf Hochzeiten zu gehen, will ich von ihr wissen. Sandrah antwortet mir, dass sie manchmal traurig ist, wenn wieder eine ihrer Freundinnen oder Freunde heiratet, weil sie es sich insgeheim auch wünscht. Ich bin überrascht – die Sandrah vom Salsa-Abend klang irgendwie anders. Heiraten bedeutet scheinbar auch für junge Ruander:innen noch immer es “geschafft” zu haben, das Fundament für ein “gutes” Leben gebaut zu haben. Ich persönlich habe ein sehr zwiespältiges Verhältnis zu diesem Brauchtum, will aber in diesem Moment kein neues Fass aufmachen und nicke – erneut. Wir verlassen die Hochzeit noch vor dem Abendprogramm, wir sind beide unendlich müde.

Aus welcher Zeit diese Falsche wohl stammt?
In Ruanda werden Getränkeflaschen einfach direkt wiederbefüllt.

11. Februar 2023. Und wieder sitze ich im Auto. Dieses Mal auf dem Weg nach Musanze – im Touristenmund auch die Kinderstube der Berggorillas genannt. Ein befreundeter Fotograf hat mich eingeladen, ihn zu einem Dorf zu begleiten, das wegen der Gorillas umgesiedelt werden soll.
Das hat zwar nicht so wirklich etwas mit meinem Recherchethema zu tun – klingt aber nach einer spannenden Story und deshalb fahre ich ohne lang zu überlegen mit. Die Fahrt dorthin dauert viereinhalb Stunden, die ich für gedankenverlorene Blicke aus dem Fenster aber auch ein bisschen Hintergrundrecherche nutze: Die Tage in Huye klingen in mir nach. Das Leid, die Hoffnung – aber auch die Gewalt, die diese vielen Frauen erfahren haben und noch immer erfahren. Auf der Seite des MIGEPROF entdecke ich eine Reihe interessanter Informationen – hauptsächlich Zahlen und Statistiken. Die mag man in Ruanda besonders gern, wie ich immer wieder feststelle.


Lange Distanzen legt man in Ruanda mit dem Bus zurück. Viele Reisende durchqueren so oft mehrere afrikanische Länder.

Ich lese dort, dass die ruandische Untersuchungsbehörde „beachtliche Ressourcen investiert hat, um die Fälle von genderbasierter Gewalt angemessen zu untersuchen. Dies schließe auch neue Technologien ein, (…) um die Untersuchungsprozesse zu vereinfachen. In 2020 habe man 12.715 Fällen von genderbasierter Gewalt nachgehen können. Die Zahl der Fälle sei zwischen 2019 und 2020 auf 19,6 % angestiegen. 2019 seien 10.842 der Fälle entweder kindlicher Missbrauch, Körperverletzung oder häuslicher Missbrauch gewesen.“ (frei aus dem Englischen übersetzt) Liest sich wie ein trockenes behördliches Schreiben, finde ich und frage mich zugleich auch, was das alles

jetzt so wirklich zu bedeuten hat: was sind diese neuen Technologien? (dazu finde ich nichts) – und was passiert mit den überwiegend männlichen Tätern außer, dass man ihnen mit Strafe droht beziehungsweise sie in eines der überfüllten ruandischen Gefängnisse sperrt? Denn das passiert schnell und rigoros (wie mir zum Beispiel die Leiterin des *Nyamirambo Women Center* in Kigali erzählt). Aber ist damit den Betroffenen geholfen? – und: warum warten dann zum Beispiel Nadine und Susanne seit Jahren auf eine rechtliche Verfolgung der Männer, die sie geschwängert oder besser gesagt missbraucht und dann mittellos zurückgelassen haben? Passen sie nicht in die Statistik? Oder kommen diese „neuen Technologien" in diesen entlegenen Orten Ruandas nicht so wirklich an?
In dem Bericht der nationalen Statistikbehörde lese ich an anderer Stelle auch, dass 46 % der verheirateten beziehungsweise jemals verheiratet gewesenen Frauen in Ruanda Opfer von physischer, sexualisierter oder emotionaler Gewalt wurden. Bei den Männern seien es hingegen 18 %. Das ist beinahe jede zweite Frau in Ruanda – eine alarmierende Zahl, wie ich finde. Zum Vergleich: in Deutschland hat jede vierte Frau körperliche oder sexualisierte Gewalt in ihrer Partnerschaft erfahren (BMFSFJ, 2022). Und wieder frage ich mich: was bedeutet das jetzt? Sollte man diese Zahlen überhaupt miteinander vergleichen? Müssen nicht zig weitere Parameter in die Betrachtung mit einbezogen werden (Lebensumstände u.v.m.), um irgendeine valide Aussage treffen zu können?
Ist die Opferrate in Deutschland nicht auch noch immer verdammt hoch – gemessen an den potentiellen Möglichkeiten und Geldern, die in die Aufarbeitung und Prävention gesteckt werden könnten?

Auf dem Weg nach Musanze: Frauen, die mit einem Kanister zum nächsten Brunnen laufen.

Und dann stolpere ich wieder über die dieser Tage so heftig umstrittene Aussage der amtierenden Ministerin Jannette Bayisenge: In einem Artikel der *New Times* heißt es, dass ihr Ministerium in einer umfassenden Umfrage herausgefunden hätte, dass Gewalt gegen Frauen von Frauen unter gewissen Umständen als akzeptabel empfunden wird. Konkreter steht dort, dass 65 % der befragten Frauen bei dieser Frage mit „Ja“ geantwortet hätten. Gewalt werde von Frauen vor allem dann akzeptiert, wenn diese ihrer Rolle als Mutter nicht ausreichend nachkommen würden. 40% der Frauen sehen das wohl so. Bei den Männern wären es hingegen nur 13 %. Ich habe mehrere meiner Interviewpartnerinnen mit dieser Aussage konfrontiert. Dative hat zwar mehrmals erwähnt, dass Kinderbetreuung in Ruanda eine rein weibliche Aufgabe ist (und doch habe ich in Kigali vereinzelt auch Männer Kinderwagen schieben sehen) – allerdings habe ich durch den Aufenthalt in Huye auch gesehen, dass ruandische Frauen durchaus wissen, wann ihnen Unrecht angetan wird und wie sie dagegen vorgehen (könnten). Auch Jemima findet diesen Artikel vollkommen haltlos. Warum sollten Frauen so etwas sagen?, empörte sie sich in unserem Gespräch. Ja, Empörung trifft es. Welche Aussage möchte man mit so einer Befragung erzielen? Dass das unterwürfige Mindset von Frauen das eigentliche Problem ist? Ich finde auch, dass diese Umfrage mehr über die Grundhaltung einiger ruandischer Minister:innen aussagt, als dass sie konstruktiv am Problem ansetzt. Statistiken und Zahlen führen manchmal eben auch an der Lösung vorbei.

Dann denke ich an Sandrah, die sich (entgegen meinen Erwartungen) doch nach fester Partnerschaft und Hochzeit sehnt. Oder auch wieder an Jemima, die mir von ihren „verheirateten“ beziehungsweise „nicht verheirateten“ Geschwistern erzählt. Traditionelle Vorstellungen von Familienleben und den damit verbundenen Geschlechterrollen spielen in Ruanda noch immer eine große Rolle. Das kann ich zwar mit keinen Zahlen unterfüttern – aber immerhin aus eigener Erfahrung bestätigen. Alle Frauen (und Männer) mit denen ich gesprochen habe (und es waren weit über 30) haben mir in dieser Sache zugestimmt. Einige mit einem ironischen Unterton – „ja, die Männer hier haben halt andere Dinge im Kopf *zwinkerzwinker*“. Andere waren aber auch durchaus fordernder: „Es wird Zeit, dass sich das ändert. Es wird Zeit, dass Männer sich endlich ändern!“. Haltungen, die auch in Ruanda für die jeweiligen Generationen sprechen. Viele von Ruandas jungen Frauen wünschen sich mehr als ihre Mütter oder Großmütter zu wünschen gedacht haben.

Visit Rwanda – Discover the land of the volcanos

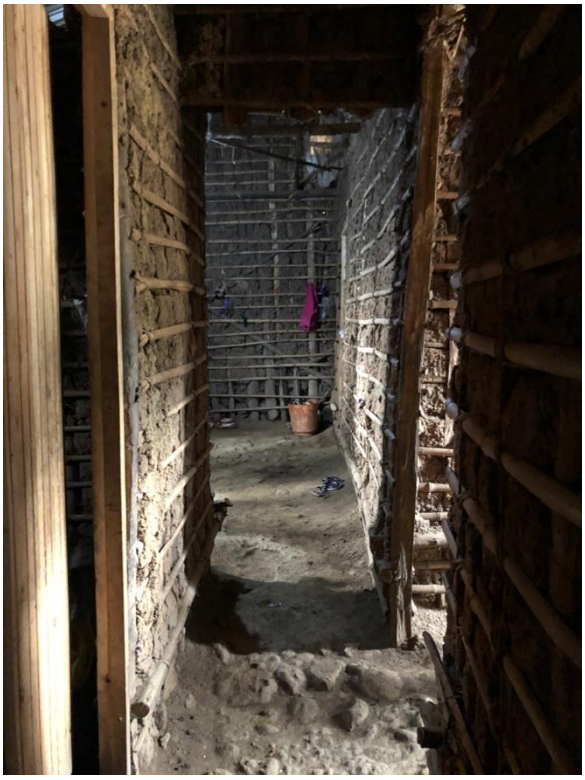
Wir erreichen das Haus von Elyses Mutter. Fresta, so heißt sie, kümmert sich gerade noch um ihren Acker, als sie uns von Weitem den Hügel hochkraxeln sieht. Wir sind hungrig – der Weg hierhin war beschwerlich und sie Sonne brennt heute mal wieder besonders stark. Sie trägt das Kind einer ihrer

Töchter auf dem Rücken, erklärt mir Elyse. Ein Anblick, der mir nach mittlerweile 6 Wochen in Ruanda sehr vertraut ist: Frauen bei der Feldarbeit, die ihre (oder andere) Kinder auf dem Rücken tragen.

Bei Elyse Zuhause: seine Mutter bereitet gerade ein Essen aus Kartoffeln und Bohnen zu.

Elyse hat seine Mutter seit mehreren Wochen nicht mehr gesehen. Er hat (wiederum durch einen privaten Financier aus dem Ausland) in Musanze Tourismus studiert und sucht jetzt nach einem Job. Wie viele andere junge Frauen und Männer in Ruanda auch. Arbeitslosigkeit ist eines der größten Probleme, mit dem die junge Generation zu kämpfen hat. Die Familie hat kaum Geld für einen Sack Reis (eine monatliche Ration kostet rund 35 Euro) und trotzdem lädt man uns ein, gemeinsam Mittag zu essen. Mir ist das unglaublich unangenehm. Jack, meine Begleitung aus Kigali, gibt mir allerdings zu verstehen, dass es unhöflich ist eine solche Einladung – aus welchen Gründen auch immer – auszuschlagen. Ich werde der Familie später trotzdem Geld für einen neuen Sack Reis geben. Nichts als ein Tropfen auf den heißen Stein, das ist mir in dem Moment auch klar.
Elyse zeigt mir das Haus seiner Eltern: in einem Teil befindet sich das gemeinsame Schlafzimmer der Frauen, in dem sich immerhin ein dürftig zusammengeschustertes Bett befindet. Die Funktion der anderen Zimmer kann ich nicht genau identifizieren: ein Wohn- und Essbereich?; eine Art Waschraum? – im gesamten Haus gibt weder Strom, noch gibt es einen richtigen Boden. Die Wände bestehen aus Lehm, der mit einem Geflecht aus Zweigen in Form gehalten wird. Die Küche ist in einem kleineren Gebäude gegenüber. Ein kleiner dunkler Raum, dessen Wände vom Kochen komplett

mit Ruß bedeckt sind. In dem zerbeulten Topf aus Aluminium köcheln bereits Bohnen und Kartoffeln – die Hauptnahrungsmittel in Ruanda. Devotha, Elyses Schwester, hockt gerade noch neben der Kochstelle, um sicherzustellen, dass das Feuer nicht ausgeht – dann, als sie uns sieht, springt sie auf und flüchtet verhalten Richtung Haus. Als sie zurückkommt, trägt sie ein neues Kleid und auch Schuhe. Es war ihr, so scheint mir, unangenehm Gäste zu empfangen und dafür nicht ordentlich gekleidet zu sein. Verständlich! Ich lobe ihren Geschmack und frage sie, ob sie zur Schule geht – woraufhin sie sich hilfesuchend zu ihrem Bruder umdreht, der ihr das Antworten abnimmt: Sie habe die Grundschule besucht – das sei ja Pflicht. Für eine weitere Schulausbildung sei aber kein Geld und auch nicht die Zeit da. Devotha hilft – wie die meisten Frauen hier – auf dem Feld. Die Männer gehen arbeiten, manchmal weit weg von Zuhause. Vielleicht kann Devotha die Schule oder ein Studium sogar irgendwann nachholen, aktuell sehe es aber nicht danach aus. Aber auch er selbst würde ja kaum Geld nach Hause bringen – trotz Studium. Die Hoffnungslosigkeit, die ich in dieser Sekunde in Elyses Augen sehe, schmerzt mich.



Bei Elyse Zuhause: links, die Wasch- und Spülstelle – rechts, der Flur in Richtung Wohnbereich

Vor und auch unmittelbar nach dem Genozid litten viele Ruander:innen vor allem in den ländlichen Regionen des Landes an Mangel- und Unterernährung. Die Regierung hat dieses Problem mit einer alten Tradition, die tief in der ruandischen Kultur verankert ist, in den letzten Jahren allerdings ganz gut in den Griff bekommen: *Girinka* funktioniert wie eine Art Kettenbrief. Die Regierung verschenkt Kühe an die Ärmsten (über 30.000 Kühe sollen mittlerweile an Familien im Land verteilt worden sein),

die wiederum – sobald die Kuh ihr erstes Kälbchen geboren hat – dieses an eine andere bedürftige Familie weiterverschenken soll. Kühe gelten in ganz Ruanda als Symbol für Wohlstand und sind auch als Brautgeschenk noch weit verbreitet – selbst unter Großstädtern.
Ich will von Elyse wissen, ob sie auch schon eine Kuh oder ein Kälbchen geschenkt bekommen haben – woraufhin er den Kopf schüttelt und mir erklärt, dass der Dorfvorsitzende über die Verteilung (mit-)entscheide und sie bisher nicht berücksichtigt habe und auch, dass die Verteilung in seinen Augen nicht immer fair abliefe. Manchmal werden die Kühe von den Besitzer:innen auch verkauft, um andere Anschaffungen zu machen. Ich schaue zu Elyses Mutter, die unserem Gespräch – noch immer mit dem Kind auf ihrem Schoß – still zuhört. Als ich sie beziehungsweise ihren Sohn frage, ob ich auch ihr ein paar Fragen stellen dürfe, winkt sie ab und sagt, dass sie keine Probleme mit der Regierung bekommen möchte. Das sei eine heikle Sache mit der Umsiedlung und wegen der Gorillas stünde für die Beteiligten viel Geld auf dem Spiel.

Diese Felder müssen bald weichen. Hier sollen sich bald mehr Gorillas wohlfühlen.

Bevor wir abfahren bewundere ich noch einmal die sanfte Silhouette der Vulkane, die sich wie schlafende Riesen vor dem Grundstück von Elyses Familie erstrecken. Der Ausblick ist wirklich malerisch. Und doch wird es dieses Haus in ein paar Monaten wahrscheinlich nicht mehr geben, weiß ich jetzt. Die Familie soll stattdessen in eine Siedlung umziehen, die zwar moderne sanitäre Anlagen hat, aber zum Beispiel keine Ackerfläche. Und wie wollt ihr dann eure Kartoffeln anbauen, frage ich Elyse? Er weiß es nicht.

13. Februar 2023 Seit drei Tagen ist mein 30-tägiges Touristenvisum nun schon abgelaufen. Defacto befinde ich mich illegal in diesem Land und könnte – so ganz grundlegend gesehen – jede Sekunde abgeschoben werden. Dies ist bereits mein sechster Besuch im *immigration office*. Immer wieder wurde ich vorgeladen, um den Beamt:innen den Grund meiner Reise und meinen Beruf in Deutschland zu erklären. Das mit dem Journalismus habe ich etwas anders ausgedrückt, ja – schlussendlich lag das ständige Aufschieben der Verlängerung meines Visums aber an anderen Formalia. Da ich weder einer Uni, noch einer NGO angehöre und auch nicht ausschließlich als Touristin durch das Land reise, müsse ich eine:n Ansprechpartner:in einer Institution mit Sitz in Ruanda vorweisen, der mir bei meinen Recherchen (prüfend) zur Hand geht. Habe ich nicht. Allerdings konnte ich mit Hilfe von Ute Kilian in wenigen Tagen einen Kontakt im rheinland-pfälzischen *Bureau de Jumelage* auftreiben und so sitze ich nun, nachdem ich das Einreichen weiterer, wahlloser Dokumente einfach stur abgelehnt habe, erneut hier im *immigration office*, um endlich mein verlängertes Visum in Empfang zu nehmen. Mein Name wird aufgerufen und ich laufe nach vorne zum Schreibtisch einer Beamtin, die mich kaum eines Blickes würdigt. Ich solle Montag wiederkommen, dann sei das Visum fertig. Ich protestiere noch – merke aber schnell, dass dieser Kampf bereits verloren ist. Die Beamtin hatte schlussendlich aber recht behalten.

When things get though, women get tougher

So lautet zumindest eines der meistzitierten ruandischen Sprichwörter. Und auf die Person, die ich an einem meiner letzten Tage hier in Ruanda treffe, trifft das ohne Zweifel zu. Mittlerweile vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht mit irgendeiner Sprecher:in einer Frauenrechtsorganisationen telefoniere oder mit Frauenrechtler:innen bei ruandischem Kaffee über Missstände und Lösungsansätze diskutiere. Für all diese Gespräche und Möglichkeiten bin ich unendlich dankbar, wenngleich ich ihnen in diesem Bericht und auch darüber hinaus nur zu Teilen den Raum geben kann, den sie verdienen. Das bemerke ich just in diesem Moment, in dem ich auf die Seitenzahl schiele und mir überlege, wie um Gottes Willen ich mit meinen Gedanken und Erfahrungen zu einem Ende finden soll. Habe ich überhaupt schon angefangen? Also: Winnie.

Alleinerziehende Mütter mit Behinderungen haben in Ruanda eigentlich so gut wie gar keine Chancen. Sie werden ausgegrenzt, haben keine Perspektiven auf Jobs und landen deshalb oft auf der Straße. Dort sind sie Übergriffen und besonders auch Männern schutzlos ausgeliefert. Frauen mit Behinderungen sind nämlich regelmäßig Opfer von sexualisierter Gewalt, wie ich bei dem Treffen mit Winnie erfahren werde.

Als mich Winnie vor dem Haus, in dem sich das Büro von *Hope for Single Mothers with Disabilities* befindet, treffe, fallen mir sofort ihre strahlenden Augen auf. Diese Frau hat eine Wahnsinns Ausstrahlung. Auch Winnie hat eine körperliche Behinderung, sie kann Teile ihrer rechten Körperhälfte und besonders ihren rechten Arm nur sehr eingeschränkt bewegen, was mir aber erst später in unserem Gespräch auffällt. Ihre Mutter hatte während ihrer Schwangerschaft Polio, was im Krankenhaus allerdings zu spät bemerkt wurde – das Virus war bereits auf Winnies Körper übergesprungen.

Winnie Tumwine vor ihrem Center in Kigali.

Heute setzt Winnie sich in ganz Ruanda für Frauen mit Behinderungen ein. Viele davon sind alleinerziehend, so wie Winnie auch. In dem Vorgarten des kleinen Centers in Kicukiro, einem Stadtteil von Kigali, können sich die Frauen versammeln und austauschen; manchmal bekommen sie auch etwas zu Essen oder werden mit Hygieneprodukten versorgt. Winnie unterstützt die Frauen bei der Suche nach kleineren Jobs, Ausbildungsplätzen aber auch bei der Durchsetzung ihrer Rechte. Denn auch diesen Frauen sind ihre Rechte in den meisten Fällen schlichtweg nicht bekannt.

Wir sitzen in Winnies winzigem Büro zusammen mit einer Frau, die sich um die Buchhaltung kümmert. Die Arbeit ist kräftezehrend und finanziell seien sie immer so am Rande des Abgrunds, erzählt sie. Auch Winnies Organisation wird von der schwedischen Stiftung *Kvinna till Kvinna* unterstützt – zumindest mit kleineren Geldbeiträgen und projektbezogen. Von der ruandischen Regierung bekäme sie hingegen nur ganz selten Unterstützung, sagt Winnie. Ruanda ist zwar noch

immer auf Entwicklungsgelder aus dem Ausland angewiesen – das ist bekannt. Für medienwirksame Aktionen, wie die „Visit Ruanda“ Slogans, die die Spieler des Fußballclubs Arsenal für 41 Millionen USD auf ihre Trikots drucken lassen, ist aber trotzdem Geld da. Auch wenn damit der Tourismus angekurbelt werden soll, so richtig passt das für mich nicht zusammen. Aber das ist ein anderes Thema.

Winnie erzählt mir ihre Geschichte, die auch die Geschichte all der Frauen sein könnte, die bei ihr Hilfe suchen. Und doch ist Winnies Weg vor ein paar Jahren in eine ganz andere Richtung verlaufen. Winnie kommt aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Kigali. Aufgrund ihrer Behinderung wird sie ihre gesamte Jugend und Kindheit über ausgegrenzt. Sie kann und darf zwar zur Schule gehen (im Unterschied zu vielen anderen Frauen in ihrer Situation, sagt sie) – die Erinnerungen an diese Zeit seien aber schmerzvoll. Sie hatte keine Hoffnung für sich und ihre Zukunft, wollte schon aufgeben – wäre da nicht ihr Vater gewesen, der sie immer wieder zum Weitermachen ermuntert hat. Und Winnie hat weitergemacht, wie sie mir dann erzählt: weil sie niemand ausbilden oder einstellen wollte und ihre Eltern für ein Studium kein Geld aufbringen konnten, sei sie – bepackt mit einem Brief – ins ruandische Parlament marschiert und habe die Minister:innen mit ihrer misslichen Lage konfrontiert. Ohne Anmeldung und Genehmigung, sondern nur mit Kampfgeist und Überzeugungskraft.

Wow. Ich bin tief beeindruckt, auch wenn ich Winnies Geschichte fast schon zu unglaublich finde. Für mich klingt das auch nach dieser „starke Frauen, starkes Ruanda“- Prosa, mit der sich das Land gerne schmückt: ruandische Frauen sind Kämpferinnen, Macherinnen, Überlebenskünstlerinnen. Sie schaffen alles, wenn sie nur genug wollen. – Ja, das mag sein. Aber hatten sie denn überhaupt jemals eine Chance, es nicht sein zu müssen? Hätte Winnie eine Chance gehabt, wenn sie sich nicht an dem Wachpersonal vorbei bis zu einer der Minister:innen durchgekämpft hätte? Wahrscheinlich nicht – und deshalb glaube ich Winnie natürlich doch. Misstrauen gegenüber anderen haben zu können ist auch so eines der Privilegien, die mir auf meiner Reise bewusst werden.

Winnies Geschichte hat auch die ruandischen Minister:innen beeindruckt. Sie finanzieren ihr ein Studium und Winnie bekommt ihren ersten Job. Alles läuft genau so, wie Winnie es sich lange gewünscht hat, bis sie 2018 ungewollt schwanger wird. Der Mann, der sie schwängerte, hatte ihr erst die große Liebe versprochen und sich dann nie wieder bei ihr blicken lassen – bis heute. Kurz darauf verliert Winnie ihren Job und steht plötzlich wieder an der Stelle, die ihr damals – als junges Mädchen – so hoffnungslos vorkam. Ein weiterer und sicherlich nicht leichter Wendepunkt in ihrem im Leben,

der aber das Fundament für Winnies weitere Arbeit legte: heute begreift sie sich als Sprachrohr für Frauen, die ähnliches durchlebt haben wie sie – und davon gibt es viele.

Alleinerziehende Mütter sind ein wachsendes Phänomen in Ruanda. Vor allem in ländlichen Regionen, wo die Aufklärungslage schlecht ist, da den Menschen hier oft noch der Zugang zu Informationen und Medien fehlt (an Ruandas guter WLAN-Versorgung liegt das allerdings nicht), sind die Zahlen besonders hoch. 2012 waren knapp 50 % der Schwangerschaften ungewollt (eine aktuellere Zahl konnte ich nicht finden). Die Politik versucht diesem Problem mit einigen Nachbesserungen in der Familienplanungspolitik Einhalt zu gebieten: Kleinkinder bekommen bis zu ihrem zweiten Lebensjahr Milch und Porridge kostenlos vom Staat gestellt, Alleinerziehende erhalten außerdem noch ein kleines Geldpolster in Höhe von umgerechnet 20 EUR, von dem sie weitere lebensnotwendige Dinge, wie unter anderem Essen oder Medikamente kaufen können. Das ist bei den hohen Lebenshaltungskosten hier tatsächlich nur ein Tropfen auf den heißen Stein und doch deutlich mehr an Unterstützung, als sie zum Beispiel Frauen in vielen anderen afrikanischen Ländern bekommen. Um diese Vorteile wahrnehmen zu können, müssen Eltern beziehungsweise Frauen ihre Kinder allerdings registrieren lassen und das sei bei jungen Müttern mit Behinderungen tatsächlich öfters nicht der Fall, wie mir Winnie auch erzählt. Entweder weil sie von ihren Familien oder den Erzeugern der Kinder dazu gezwungen werden, die Mutterschaft zu verheimlichen (um zum Beispiel die damit verbundenen Kosten wie die staatliche Krankenversicherung zu vermeiden) – oder weil die Scham vor dem Stigma der Alleinerziehenden zu groß ist.

Balanceakt: Frauen tragen Heu, Lebensmittel oder andere Waren häufig kilometerweit auf ihrem Kopf.

Dann also das Problem bei der Wurzel packen. Ruanda aber auch viele der anderen internationalen NGO's mit denen ich spreche, stecken ihr Geld in Aufklärungskampagnen, mit denen die Menschen auch in den entlegeneren Gebieten des Landes über Schwangerschaftsvermeidung informiert werden sollen. Frauen können sich außerdem in Health Centern kostenlos mit Verhütungsmitteln eindecken, wie zum Beispiel der Anti-Baby-Pille. – By the way: von kostenlosen Verhütungsmitteln träumen Feminist:innen in Deutschland seit langem. In Ruanda ist das schon länger Realität (eine Zweitrecherche zu den beteiligten Unternehmen und der Finanzierung dieses Angebots wäre sicherlich spannend, war für mich in der kurzen Zeit aber nicht machbar). Und doch bleiben die Zahlen konstant hoch. Warum ist da so?
Ich höre immer wieder, dass es weiterhin an Wissen über Sexualität und den richtigen Einsatz von Verhütungsmitteln fehle – und dass es extrem schambesetzt sei, darüber zu sprechen oder sich als Frau in einem der Health Center mit Verhütungsmitteln einzudecken. Zu groß sei die Angst von anderen etwa als Prostituierte abgestempelt zu werden. Zum Thema Abtreibung hat das christlich geprägte Land übrigens ein ambivalentes Verhältnis. Erlaubt ist sie nur in fünf Fällen – ein Kind aus existenziellen Gründen nicht aufziehen zu wollen oder zu können gehört nicht dazu.

Winnie und ich wollen uns unbedingt wiedersehen, stellen wir beide kurz vor meiner Abfahrt fest. Auch zwischenmenschlich hat es zwischen uns beiden irgendwie gefunkt.
Winnie hat in ihrem Leben nicht nur Glück gehabt, sie hat es sich tatsächlich hart erkämpft. Aber noch viel beeindruckender ist, wie ich finde, dass Winnie dieses Glück für andere Frauen einsetzt, die aus ihrem Leben höchstwahrscheinlich keine Success Story machen werden können. Und die sind auch in Ruanda bis heute weit in der Überzahl.

Sie nahm einen Stein, schleuderte ihn und traf.

28.02.2023 „Dear Mareen, this is to let you know, that the Minister of Gender And Family Promotion is not available in the period you wish." – ok, immerhin hatte ich es versucht: Ein Treffen mit der derzeit amtierenden Ministerin für Gender und Family Promotion. Ich hätte in jedem Fall viele Fragen gehabt an Prof. Dr. Janette Bayisenge. Vielleicht kam meine Anfrage auch etwas spät, das mag sein. Aber die Angst vor der Abschiebung wegen nicht vorhandenem Visum oder auch vor der Überführung als "schnüffelnde" Journalistin, war lange Zeit größer. Gegen Ende meiner Reise muss ich sagen: wenn man in Ruanda mitspielt – also die zig Formulare ausfüllt und alles offiziell und richtig anmeldet, dann ist die Arbeit als deutsche Journalistin gar nicht so schwierig wie gedacht.

Die Frage lautet tatsächlich eher, was man herauszufinden wünscht und wer in Ruanda dazu bereit ist, diese Information zu teilen.

Arm in Arm mit Frauen dieser Welt. Für mich ein ganz besonderer Moment.

Ich hatte das unglaubliche Glück, dass viele Frauen in Ruanda bereit waren, ihre persönlichen und beruflichen Erfahrungen mit mir zu teilen. Und vielleicht war es auch das, was mich lange Zeit davon abhielt, diesen Bericht endlich fertigzustellen: mein unbedingter Wunsch all diesen Geschichten genügend Platz einzuräumen. Dass das nicht gelingen kann, merke ich mit jeder weiteren Seite, die ich für diesen Bericht schreibe. Ich müsste eigentlich noch so viele andere Dinge erzählen: zum Beispiel was Peace, eine junge ruandische Frau, durchmachen musste als sie vor zwei Jahren nach Dubai ging, um dort in einem Hotel als Servicepersonal anzuheuern. Ein Schritt von dem viele junge Menschen in Ruanda träumen, weil es einfach zu wenige und vor allem schlecht bezahlte Jobs gibt. Oder auch die von Judy, die nach dem Genozid – mit nichts in den Händen – nach Kigali gegangen ist und heute mehrere mittelständige Unternehmen führt. Ich würde gerne davon erzählen wie es war, mit einer Gruppe von Medizinstudent:innen nach Musanze zu fahren, um dort an einer Schule für Menschen mit Behinderung über Verhütung aufzuklären (Spoiler: natürlich wurde gesungen und getanzt). Unerwähnt bleibt wahrscheinlich auch mein Treffen mit Annonciata Mukayitete oder auch das mit Sylvie Nsanga – zwei großartigen Frauenrechtler:innen, die auch in Sachen Kritik kein Blatt vor den Mund genommen haben und das obwohl mein Mikrofon, das ich bei jedem Interview dabei

hatte, permanent lief. Zusammengekommen sind über 40 Stunden Audiomaterial: Geräusche, Interviews und Situationen, die ich auf meiner zweimonatigen Reise erleben und sammeln durfte und aus denen ich gerne eine längere Radioreportage erstellen möchte. Das ist allerdings gar nicht so einfach – denn: Afrikathemen sind bei den meisten deutschen Sendern einfach nicht hoch im Kurs, wie ich seit meiner Rückkehr immer mehr bemerke. Ich werde mir von der Hartnäckigkeit meiner Interviewpartner:innen eben noch eine gewaltige Scheibe abschneiden müssen.

Powerfrau: Judy in ihrem Café, das auch ein Hotel und ein Safariunternehmen ist

Gewonnen ist das Spiel noch lange nicht.

Ruanda hat viele gute Gesetze zum Schutz von Frauen, das habe ich in den vielen Gesprächen, die ich mit Ruander:innen aus verschiedenen Einkommens- und Bildungsschichten führen durfte, immer wieder bestätigt bekommen. Allerdings gelten diese vorrangig nur für diejenigen, die sie verstehen und auch einfordern können. Vor allem den Frauen aus den ländlicheren Gebieten Ruandas fehlen meist jegliche Ressourcen (Geld, Zeit und auch mentale Unterstützung), um ihre Rechte geltend zu machen und Gerechtigkeit für sich und ihre Kinder einzufordern. Organisationen wie die von Dative oder Winnie, die in rechtlichen Belangen zum Beispiel auch mit internationalen Partner:innen wie *Legal Aid* kooperieren, sind ein guter und wichtiger Ansatz, häufig aber mit zu wenig personellen und finanziellen Ressourcen ausgestattet. Viele der Vorteile, die sich aus den ruandischen Gesetzeslagen für Frauen ergeben, sind zudem nur verheirateten und angestellten Frauen vorbehalten, wie zum Beispiel das Recht auf eigenen Landbesitz oder die dreimonatige Mutterschaftsversicherung. Fast alle der alleinerziehenden Mütter, die ich getroffen habe, sind allerdings unverheiratet und häufig auch

ohne Partner. Keine dieser Frauen hatte zudem eine Anstellung, sondern lebte häufig von kleineren Aushilfsjobs. Bei diesen ruandischen Frauen, die staatliche Hilfe höchstwahrscheinlich am dringendsten benötigen, kommen diese Gesetze nicht wirklich an.

All diese Probleme sind den Politiker:innen in Ruanda bekannt. Viele davon werden von ihnen mit Zahlen und Statistiken analysiert und zum Beispiel auf der Seite des MIGEPROF veröffentlicht. Die Maßnahmen, die sich aus diesen Zahlen herleiten ließen, lassen allerdings auf sich warten. Und doch darf man nicht vergessen: Emanzipation ist keine Express-Ware, die sich wie Werbeartikel unters Volk mischen lässt. Sie muss immer wieder erklärt, erstritten und verteidigt werden. Nicht nur in Ruanda, sondern überall auf der Welt. Seit Generationen überkommene Modelle wie die des männlichen Ernährermodells und der devoten Hausfrau lassen sich nicht in zwei Jahrzehnten aus der Welt räumen. Und auch eine ruandische Politik, die sich Gleichberechtigung auf allen Ebenen zum Ziel gemacht hat, ändert das nicht innerhalb kürzester Zeit. Aber sie ist immerhin ein Anfang und mehr als andere Länder auf dieser Welt schaffen und vor allem wollen.

Noch einmal in die Ferne gucken: in einem Hostel auf einer kleinen Insel zwischen den Twin Lakes

06.03.2023 Ich stehe mit gepacktem Rucksack vor dem Eingangstor meiner Unterkunft in Kimihurura. Die Straßen und Häuser, die vor acht Wochen noch so kalt und wehrhaft auf mich wirkten, sind es nicht mehr. Kigali ist mir vertraut geworden. Ich habe innerhalb kürzester Zeit gelernt, mich in dieser

Stadt und in diesem Land fortzubewegen ohne mich unsicher zu fühlen. Das wäre in anderen afrikanischen Ländern so ohne weiteres sicherlich nicht möglich gewesen. Auch das ist, denke ich, einer der vielen positiven Aspekte einer Politik, die die Belange von Menschen in den Blick nimmt, die systematisch von Unterdrückung betroffen sind. Aber gilt dieses Privileg sich frei bewegen zu können für alle Frauen in Ruanda? Können Nadine oder auch Susanne nachts um drei Uhr ohne Begleitung durch die Straßen ziehen? Ich bin mir sicher, dass keine dieser Frauen das machen würde. Nicht nur, weil sie nach getaner Arbeit – ob Zuhause, auf dem Feld oder als billige Arbeitskraft in einem der zigtausend MTN Shops – einfach nicht mehr können. Sie wissen auch, dass es für manche Frauen eben gefährlicher ist, wenn abends in Ruanda nach und nach die Lichter ausgehen. In der Dunkelheit sind bestimmte Frauen eben noch unfreier.

Kurz bevor ich ins Taxi steige, sehe ich sie ein letztes Mal: die Frau mit der roten Weste, die einmal pro Woche unsere Straße von Staub und Dreck befreit. Mit einem Besen, den sie stundenlang rhythmisch über den Boden gleiten lässt – und: mit einer Engelsgeduld, die mich jedes Mal, wenn ich ihr über den Weg laufe, beeindruckt zurücklässt. Auch heute wieder. Ich würde gerne wiederkommen und sie fragen, wie sie heißt. Ein guter Grund – vielleicht sogar der Beste um wieder hier nach Kigali zu kommen. Ich habe das starke Gefühl, dass wir von Ruandas Frauen schon sehr bald noch viel mehr hören werden. Mir würde übrigens diese Headline noch viel besser gefallen: Ruanda – das Wunderland der Frauen und Männer.

„I'll tell you what freedom is to me: no fear."

(Nina Simone)